

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 296.

Dienstag, 19. Dezember.

1916.

Der Bojar.

Ein Roman aus Rumänien von Mite Kremnik.*)

(Nachdruck verboten.)

Motto: An rollenden Steinen wächst kein Moos.

I.

Warum eigentlich Nicu Navru sich verheiratet hatte, wußte niemand in der Gesellschaft der Provinzial-Hauptstadt zu sagen. Seines Freundes Beri bescheiden geäußerte Ansicht, er habe sich vielleicht verliebt, war von allen seinen Cousinen mit einem solchen Sturm der Entrüstung zurückgeschlagen worden, daß keiner mehr an diese Möglichkeit dachte. Nicus Schwester ging in der Empörung über den Schritt des Bruders so weit, zu behaupten, er habe eine Frau genommen, nur um die Schwester zu ärgern. Denn Frau Boş hatte für ihren ältesten Jungen auf Nicus Gut Nabreschi gerechnet. Nicu habe ihr oft versprochen, nicht zu heiraten — so sagte sie ungeschont — und es wäre auch ein Unsinn, jetzt noch, nachdem er die besten Partien ausgeschlagen!

Nicu war ein Mann von noch nicht achtunddreißig Jahren; seine Frau eine im Ausland aufgewachsene Landsmännin, aus guter Familie, nicht unvermögend, jung. So schien doch alles dazu angetan, diese Heirat zu billigen! Indessen die Gesellschaft hatte sich daran gewöhnt, in Nicu Navru den Anbeter von Frau Cleopatra Beri zu sehen und einen stets zur Verfügung aller Damen stehenden Junggesellen. Man verlor etwas an ihm: einen ausgezeichneten Tänzer und eine geheime Schwiegermutter-Hoffnung.

„Ich begreife die Frauen nicht“, sagte Beri zu seinem und Nicus jüngerem Freunde George Belescu — beide Herren saßen im Salon von Frau Petru —, „hatte Nicu nicht wie jeder andere das Recht zu heiraten?“

„Ein Mann mit so stürmischer Vergangenheit hätte allerdings besser getan, nicht ein halbwillkürliches Kind an sich zu reihen“, entgegnete George. „Jedenfalls aber geht es uns nichts an! . . . Fürst Demeter erwartet uns heute abend, Beri, wir wollen aufbrechen. . . Ich fürchte, der Fürst spielt kein offenes Spiel, er wird uns kompromittieren. . .“

„Ihm sind die Hände gebunden, so lange er nicht ohne uns vorwärts kann“, meinte Beri. Sie verließen den Saal zugleich mit dem Hausherrn.

Außer der Dame des Hauses und ihrer schönen Tochter Sofie blieben nur noch Frau Beri, Boş Navru, die Schwester Nicus, die nach der Scheidung ihren Mädchennamen wieder angenommen hatte, und einige ältere Damen im Salon zurück. Die Herren hatten sich ohne Abschied empfohlen, da sie ausnahmsweise bald wiederkehren wollten.

Sofie fühlte, bevor sie sich noch in dem großen, elegant möblierten Zimmer umsah, daß George Belescu fortgegangen war. Es sah jetzt alles verfallen aus, die Stimme von Frau Beri klang so alltäglich, und die große Lampe schien plötzlich so dunkel. Sie

mußte sie näher an sich rücken, um an ihrer Tapissiererei-Arbeit sitzen zu können.

„Wenn Navru nur ums Geld geheiratet hat“, sagte Frau Petru, „hätte er ja Sofie nehmen können, der gibt mein Mann mehr mit.“

„Mama!“ unterbrach das Mädchen, freideweis.

„Mein Gott, Sofie, dein Vater hat es neulich selbst gesagt, und wir sind ja unter Freunden.“

Das Mädchen schwieg. Es verging doch keine Stunde, in der sie nicht durch irgend ein Wort der Mutter verletzt, beschämt wurde. Sie wollte sich nur Mühe geben, nichts weiter von den Gesprächen der Damen zu hören.

„Ach, Sie vergessen die Familie, meine Diebel!“ entgegnete die alte Frau Bolnos rücksichtslos, — Petrus waren Emporkömmlinge. „Ich wundere mich nicht, daß er heiratete. Schließlich verfallen ja alle darauf. Aber daß er sich gerade eine so Junge ausgesucht, die noch nichts vom Leben kennt, also natürlich Präntationen macht, das ist blödsinnig! Eine Witwe hätte besser zu ihm gepaßt. Schließlich — freilich, freilich — er wird sich eben verliebt haben!“

Das ging Cleopatra Beri über den Spatz. Man wagte es, vor ihren Ohren zu behaupten, Nicu habe sich in eine andere Frau, — in die Frau, die er zufällig heiratete, verliebt!

„Navru war lange im Zweifel, ob er Paula heiraten solle, ich entschied für sie“, sagte sie mit beherzter Lüge. „Ihre Mutter soll ja eine so nette Dame gewesen sein!“

„Ihre Mutter?“ piepste Boş Navru. „Ich bin wahrhaftig nicht schwierig, doch die trieb es mir zu arg. Die Geschichte mit dem Obersten. . .“

„Liebe Sofie“, unterbrach Frau Petru, die sich für feinkühlig hielt, weil sie gewisse Dinge nicht vor ihrer Tochter sprechen ließ, „hole mir mal die gelbe Seide aus dem Korb, der an meinem Bett steht.“

Das junge Mädchen war es gewohnt, von der demonstrativen Sittsamkeit aus dem Zimmer geschickt zu werden. Sie ging ins Schlafzimmer der Mutter, setzte sich dort an den Kamin und blickte ins hellflackernde Feuer. Sie fühlte sich unglücklich und gelangweilt. Die tägliche Routine des Lebens wurde ihr schwer, die Vergnügungen waren ihr eine Qual, und sie war nie auf den Gedanken gekommen, sich andere, höhere Genüsse zu suchen. Sollten las sie ein Buch. Das war nicht Sitte in diesem Hause, in ihrem Kreise. Sie war unmusikalisches und hatte das Klavierspielen aufgegeben, sowie sie aus der Pension gekommen. Auch das hübsche Zeichnen war bald vergessen. Sie tat nichts anderes mehr, als was alle taten, arbeitete an Stickerien fuhr spazieren und machte oder empfing mit der Mutter Besuche. Der Arzt erklärte sie für sehr anämisch und verschrieb Eisen. Das nahm sie regelmäßig, ohne die gerinaste belebende Kraft zu spüren. Für die pilanten Klatschereien ihrer Mutter hatte sie ebenso wenig Verständnis wie für die Politik, auf die sich ihr Vater, ein reich gewordener Bäcker, mit Leiden-

*) Siehe den Artikel über Mite Kremnik im Feuilleton unserer Freitag-Morgen-Ausgabe.

schaft geworfen hatte, und in der auch ihr Bruder Costica lebte und webte. Ach, sie mußte politische Gespräche viele Stunden des Tages mit anhören. Ach, sie mußte auch aufstehen und zu Bett gehen. . . . Das einzige, ehrliche Gefühl in ihr war eine Art Scham über die Gewöhnlichkeit der Mutter, aber auch das war erst nach geworden, seit George Belescu im Hause verkehrte.

Schon bei dem ersten Besuch, den Belescu, als Richter nach Jassy verlegt, der Familie machte, war Sofie die Aufdringlichkeit peinlich gewesen, als die Mutter unterstrich, sie empfinge jeden Mittag Gäste und ob er ihr nicht auch manchmal „die Ehre“ schenken wolle?

Dann kam er einmal. Madame ließ sofort Champagner servieren. Sie ermannte sich nicht, im Gespräch fallen zu lassen, es wäre doch ein rechtes Glück für den geehrten Herrn, daß sein Bruder endlich gestorben sei; sonst hätte er das Gut mit noch mehr Schulden hinterlassen. . . .

Belescu erwiderte: „Gnädige Frau, ich hätte lieber das Gut verloren und meinen Bruder behalten.“

„Natürlich“, meinte Frau Petru, „das sagt man immer, wenn man keine Sache hat.“ Worauf er schwieg, und Sofie vor Verlegenheit hätte in die Erde sinken mögen.

Wenn es für Sofie augenscheinlich war, daß ihre Mutter sie mit Belescu verheiraten wollte, mußte nicht auch er es längst durchschaut haben? Und was ihr vor anderen gleichgültig gewesen wäre, wurde ihr unerträglich diesem Manne gegenüber.

Sie hatte vor ihm ein unsicheres Benehmen. Jedemal, so oft sie ihn sah, beging sie irgend eine Ungeheuerlichkeit, die er zu ihren Unzuntun auslegen mochte. Entweder war sie zu abweisend, was sich wie Koketterie ausnahm, oder sie verfiel ins Gegenteil und zeichnete ihn auffallend aus. Daß er vielleicht weder das eine noch das andere beachtete, war ihr nie in den Sinn gekommen. Denn sie war gewohnt, von den Männern reden zu hören wie von Geschöpfen, deren Wohl und Wehe völlig von Frauenhunst abhängt.

So sah Sofie denn in dem halbdunklen Gemach und dachte darüber nach, was sie heute mit George Belescu gesprochen — und was sie besser hätte sagen sollen. . . .

Der Diener trat ein und meldete, der Tee sei im Salon aufgetragen.

Beri und Belescu und Sofies Vater waren zurückgekehrt. Sofie servierte den Tee mit der ruhigen Grazie, die ihr eigen war. Sie sah sehr schön aus.

„Schade, daß ihre kohl-schwarzen Augen so ausdruckslos sind“, dachte George, als er seine Tasse empfing. „Haben Ihnen nicht die Ohren geklungen?“ fragte er laut. „Es wurde so viel Schönes über Sie gesprochen!“

„Über mich?“ fragte sie, ihn kalt betrachtend. „Von wem?“

„Von Fürsten Demeter!“

„Ja, die älteren Herren haben eine gewisse Vorliebe für mich!“

„Das klingt wie ein Vorwurf für uns Jüngere! Sollten wir nicht instande sein, Ihre Vorzüge zu würdigen?“

„Meine Vorzüge“, erwiderte sie, das Wort ironisch betonend, „sind nicht identisch mit meiner Person“ — und damit wandte sie sich fort von ihm.

George Belescu war bestürzt. Diese Unverschämtheit der Emporkömmlinge! Sie denken immer, jeder reiße sich um ihr Geld. . . . Aber — die hochmütige Rede stand ihrer Junogestalt! . . . Warum verkehrte er überhaupt in diesem Hause! Man darf sich nie in falsche Verhältnisse ziehen lassen, und er galt ohnedies schon für einen Glücksjäger. . . .

Als George Belescu sich eine Stunde später verabschiedete, geschah es mit der festen Absicht, künftig nur noch in Visitenkarten-Format in das Haus Petru zu kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Kriegszeit.

Der Wille siegt. . . . (Aus den Bekenntnissen deutscher Kriegsverletzter.) Wenn auch die während des Krieges gemachten ganz außerordentlichen Fortschritte der ärztlichen Behandlungsmethoden sowie der Technik hinsichtlich der Ersatzgliedmaßen, Blindenlesemaschinen usw. ihr gut Teil dazu beitrugen, die Kriegsverletzten weit mehr als dies früher möglich war, trotz ihrer Gebrechen neuem stätigem Leben wieder zuzuführen, ist und bleibt doch ein Hauptfaktor für die Erreichung dieses leider für so viele Tausende wichtigen Zieles die Etahlung des persönlichen Willens. Auch die beste technische Unterstützung bleibt wertlos, wenn nicht unübertroffener Wille und festes Selbstvertrauen dem Verletzten beistehen. Auf wie außerordentliche Weise diese besondere Art des Heldentums unter den deutschen Kriegern verbreitet ist, geht aus einer Sammlung von Lebensgeschichten und Bekenntnissen wieder arbeitsfähig gemachter Kriegsverletzter hervor, die der Leiter des Zehndorfer Oskar-Helene-Helms unter dem Titel „Der Wille siegt“ im Reichsverlag Hermann Kallhoff, Berlin, demnächst erscheinen läßt. Diese Dokumente sind nicht nur der beste Beweis für die in jeder Lebenslage aufrechte Volkskraft des Deutschen, sondern mögen auch Kriegsverletzten, denen ihr Weg zum neuen Leben schwer wird, Trost und Hoffnung bieten. Was der Wille z. B. bei einem Beinamputierten zu leisten vermag, geht aus der Geschichte des Hauptmanns Brund hervor, der im September 1914 bei Birry in Frankreich durch einen Granatschuß im Kniegelenk verwundet wurde und sich dann im Oktober das linke Bein abnehmen lassen mußte. „Nach langem Probieren“ so schreibt der Hauptmann, „erhielt ich mein künstliches Bein etwa Mitte Dezember. Während der ganzen Zeit hatte ich trotz allem Zweifel an der Arzte, Sachverständigen und Angehörigen nicht eine Sekunde den Willen, Soldat zu bleiben, und die Hoffnung, noch einmal ins Feld zu kommen, aufgegeben. Mit meinem Bein ging ich sofort und begann nach wenigen Tagen zu reiten auf Grund ganz eigenen Entschlusses. Selbst meinem Professor war dies ein außerordentlich ungeheuerliches Unterfangen.“ Tatsächlich gelang es dem Hauptmann, durch fortgesetzte willensstarke Übungen, wieder dienstfähig zu werden: „Am 23. Dezember verließ ich das gastliche Hindenburghaus und meldete mich nach wenigen Tagen bei meiner Garnison Koblenz zum Dienst. Am 20. Februar wurde ich durch Verfügung des Kriegsministeriums wieder mobil. Nun bin ich schon fast vier Monate wieder in Feldesland. Mein Reiten ist längst über das Stadium des Versuchens hinaus gediehen, und wenn es auch kein Sport mehr ist, den ich treibe, so sind leichtere Sprünge z. B. schon längst an der Tagesordnung.“ Das beste Dokument für die Möglichkeit, einen verlorenen Arm durch die Kraft des Willens wenigstens zum großen Teile zu ersetzen, bietet die Geschichte des Leutnants Bayle, der an der Westfront den rechten Arm verlor. „In dem Buche des Einarmigen von Zich“, so berichtet der Leutnant, „fand ich manche Anregung zur besseren Ausbildung der linken Hand. Das Schreiben mit der linken Hand erlernte ich dank der guten Anleitung in kurzer Zeit im Vorkurs der Kadetten-Handkassabatterie. Ende März erhielt ich meinen künstlichen Arm. Und kurz entschlossen stellte ich mich dem stellvertretenden Generalkommando des Gardekorps zur Verfügung, um als Ersatz an einer Kadettenanstalt Verwendung zu finden. Ich sende meinen mit der linken Hand geschriebenen Lebenslauf ein und werde zu meiner großen Freude als Ersatzler an die Hauptkadettenanstalt Berlin-Lichterfelde berufen. Hier tue ich nun fast 1½ Jahre Dienst wie jeder andere Leutnant.“ Bis zu welcher Vollkommenheit der Leutnant, der auch wieder die Schreibmaschine benutzt und ein guter Radfahrer ist, seine Fähigkeiten ausbildete, geht daraus hervor, daß er trotz des Verlustes des einen Armes als der beste Schwimmer in der Anstalt gilt und auch als Schwimmoffizier die Schwimm-ausbildung von fünf Kadettenkompanien leitet. Ein drittes Dokument stammt von einem Kriegssoldaten. Dieser Kriegsverletzte hatte seinen Willen so in der Gewalt, daß er sofort nach Beilung seiner Wunden alle Möglichkeiten erwoog, um der Unfähigkeit zu entinnen und seine Arbeitskraft wiederzuerlangen. In kurzer Folge lernte er die Punkschrift lesen und schreiben, gewann sich durch die Kenntnis der ziemlich schwierigen Notenschrift die Freuden der Musik zurück, bereits nach weiteren zwei Monaten hatte er die Kursive erlernt, und wenige Wochen später war er mit der Schreibmaschine so gut vertraut wie vorher. Nebenbei nahm er sogar Klavierstunden. Auf diese Weise vermochte dieser Kriegssoldat verhältnismäßig schnell nether die Stelle zu besetzen, die er im Frieden innegehabt hat: „Ich nehme jetzt wieder beim Versäuerungsamt die Protokolle auf und entwerfe wie früher die einschlägigen Verfügungen. Auf der Straße habe ich mich zu bewegen gelernt, ohne mich des Armes des begleitenden Sehenden zu bedienen. Das Schwimmen sehe ich jetzt auch im freien Fluß fort, ich spiele mit in Punkschrift gezeichneten Karten, und beim Regeln gelingt es mir sogar oft, einen einzelnen

Regel herauszusprechen." Dies sind nur wenige aus einer Anzahl von Beispielen, die den unumstößlichen Beweis dafür liefern, daß die modernen Erziehungsinstitutionen im Verein mit äußerster Willenskraft die Kriegesbeschädigten in einer Weise arbeitsfähig zu machen vermögen, wie dies noch vor wenigen Jahren ganz unmöglich erschienen wäre.

Der bedrohte englische Fünfuhrtee. Eine neue Kriegsfrage beschäftigt gegenwärtig in hohem Maße die englischen Gemüter: die Frage des Fünfuhrtees. Angesichts des von der britischen Regierung unternommenen Sparson seitensfeldzuges erscheint der Fünfuhrtee, der bekanntlich sozusagen zu einer nationalen Einrichtung in England geworden ist, seit einigen Tagen ernstlich bedroht zu sein. Die Folgen dieses Angriffes auf eine der jedem Briten teuersten Gewohnheiten sind zahlreiche Proteste, Demonstrationen, Untersuchungen usw. in den Teeräumen, Hotels und Klubs — überall, wo man sich um die fünfte Mittagsstunde versammelt. Die Regierung ist dem Fünfuhrtee hauptsächlich darum so abhold, da es sich dabei verhältnismäßig wenig um den Verbrauch von Tee, hingegen um den Genuß einer Namenge belegter Brötchen, Kuchen und Schokoladen handelt. Nunmehr hat der Direktor des englischen Munitionstransportwesens zur See, Chadwick, den Kampfruf gegen den Fünfuhrtee ertönen lassen und sich in einem von der „Times“ veröffentlichten Brief an den Munitionsminister gewandt, worin er erklärt, daß die Munitions- und Nahrungsmitteltransportschwierigkeiten zu einem nicht geringen Teil auf die Verschwendung durch die Fünfuhrtees zurückzuführen seien. „Sehr viel könnte gespart werden“, so schreibt er, „wenn die Fünfuhrtees verboten würden.“ Diese Maßregel ist so dringend, daß man auch nicht einen überflüssigen Tag verlieren sollte. Mit dem Fünfuhrtee werden auch alle seine Begleiterscheinungen verschwinden, und viele Dampfer, die bisher dem Transport der bei den Tees genossenen Lederwaren dienten, können dann für wichtigeren Zwecken gebraucht werden.“ Auffallend ist, daß die Entrüstung der Bevölkerung über diesen Vorschlag sich nicht nur auf die wohlhabenden Klassen, sondern gerade auch auf die schwerarbeitenden erstreckt. Dennoch spricht alles dafür, daß der teefeindliche Herr Chadwick recht behalten und der Fünfuhrtee aus dem Inselreich verbannt werden wird, was nichts anderes als eine völlige Revolutionierung des englischen Gesellschaftslebens bedeutet.

Aus russischen Feldpostbriefen. Die Feldpostbriefsammlungen, die nicht nur bei uns, sondern auch von unseren Feinden in großem Umfang angestellt wurden, geben manches wertvolle Material zur Charakteristik der in die Kämpfe verwickelten Völkerschaften. Auch französische, englische und russische Zeitungen haben zahlreiche Soldatenbriefe veröffentlicht, wobei besonders die englischen und russischen Feldpostbriefe für uns mancherlei Fremdes, Ungewohntes haben. Während die englischen Briefe durch die erstaunliche Trockenheit des Tons und den meist völlig unpersönlichen Gebrauch von Sportausdrücken auffallen, zeigen die russischen Briefe, die einen guten Teil der so vielfältigen russischen Volksseele wiedergeben, eine höchst interessante Mischung verschiedenartiger Elemente, die einander völlig entgegengesetzt sind. Aus den in großen russischen Blättern veröffentlichten Feldpostbriefen, deren Proben Winfried Lüdemann im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ wiedergibt, kann man blicktähnliche Einblicke in das noch immer nicht ganz eingetretene russische Volkstum gewinnen. Diese Einblicke sind darum verschiedenartig, weil sie von Angehörigen oft gänzlich verschiedener Klassen Zeugnis geben. In der Mehrzahl der Briefe ist das Gefühl der den Franzosen eigenen theatralischen Geldenpose festzustellen, und auch Ausdrücke des Hasses finden sich nur in seltenen Fällen. Die Kämpfe werden oft mit ruhiger Sachlichkeit geschildert, und vielfach wird die „Kühnheit und Zähigkeit“ des Gegners ungeschminkt anerkannt. So heißt es in einem der „Kotowoje Wremja“ entnommenen Schreiben: „Erzähle es nur überall, besonders in Petrograd, daß die Österreicher und vor allem die uns in großer Zahl gegenüberstehenden Ungarn durchaus nicht ein so unbedeutender Feind sind, wie man in Petrograd annimmt, sondern im Gegenteil ein äußerst furchtbarer, zäher und starker Gegner, den wir nur mit großer Mühe besiegen werden.“ In den Briefen der russischen Bauern macht sich der ihnen eigene starke Fatalismus kund. Tiefere Einblicke aber gestatten die den

russischen Gefangenen abgenommene schriftlichen Aufzeichnungen, die also nicht vor die russische Zensur gelangten. In diesen Briefen liest man auch von der Verzweiflung der Soldaten, die ihre Kameraden zu Tausenden nutzlos geopfert sehen. So heißt es in einem vor Brzembel erbeuteten Schreiben: „Die Fröste sind stark, und niemand hat warme Kleidung, weder Strümpfe noch Handschuhe, Mägen oder Bäsche. Man kann sagen, die Lage ist ganz hoffnungslos. Wenn nicht heute, so morgen, wenn nicht morgen, so übermorgen werden wir alle zugrunde gehen inmitten fremder Felder und Wälder, wo der über uns wehende Wind so traurig pfeift und der Schnee die Gefallenen begräbt. Welch ein Leben das, voll einer übergroßen Sorge! Vor uns steht das Unglück, es gibt keinen anderen Ausweg, bei jedem Schritt droht uns der Tod. Bis zu diesem Augenblick bin ich noch am Leben und schreibe diesen Brief mit zitternder Hand!“ Von Kriegsbegeisterung ist fast nirgends die Rede, dagegen findet man viele Beispiele des kassen Übergläubens der russischen Soldaten und der slavischen Ergebenheit, die es der russischen Heeresleitung ermöglicht, die Leute wie Herden von Opfertieren sinnlos in das härteste Feuer zu treiben. Außerordentlich verschieden von den Bauern sind die Kosaken, deren Grausamkeiten jedoch durchaus noch keine Tapferkeit beweisen. So schreibt im Gegenteil ein bei Krasnik gefallener Kosakenoffizier: „Ein sonderbares Volk, diese Kosaken. Kaum hat man ein Nachquartier bezogen, da lösen sie die Gurten, legen sich hin und schlafen. Sogar die Posten schlafen nach 10 bis 20 Minuten ein. Wenn sie aus Tapferkeit sorglos wären, ich ließe mir's gefallen. Aber sie sind nicht tapfer; im Gegenteil. Es muß sich nur am besten Tag ein Mann zu Pferd am Horizont zeigen, sie nehmen ihn für eine ganze Eskadron und laufen haufenweise zusammen.“ Der Gesamteindruck, den man aus den Briefen erhält, ist der, daß die meisten russischen Soldaten dem Kriege im Herzen fernab gegenüberstehen und sich lediglich von der Gewalt vorwärts treiben lassen.

Ein kalifornischer Hochzeitsbrauch. Über einen in Kalifornien ziemlich häufigen Hochzeitsbrauch berichtet das „Londoner Strand Magazine“. Danach benützen die Freunde des jungen Ehepaares dessen Abwesenheit während der Hochzeitsreise, um die Wohnung, gegebenenfalls auch das Geschäftslokal des Ehemannes, zu „schmücken“. Dieser Schmuck ist aber ziemlich problematischer Natur; er besteht nämlich in meist sehr spöttischen Inschriften, die an allen erdenklichen Stellen angebracht werden, oft auch ganz einfach mit Benützung von Kreide, was den Möbeln nicht gerade zum Besten gereicht. Die Inschriften besagen dem Ehemann, weil er sein freies Junggesellentum aufgegeben habe. Und so kommt es oft vor, daß das Ehepaar bei der Rückkehr durch eine Inschrift über der Tür begrüßt wird: „Aber habt auch freiwillig in Gefahr begeben, wir haben euch oft genug gewarnt!“

Amerikanischer Humor. Der Sohn: „Vater, was ist eigentlich ein politischer Verräter?“ Der Vater, alter Politiker: „Ein politischer Verräter ist ein Mann, der unsere Partei verläßt, um sich der gegnerischen Seite anzuschließen.“ Sohn: „Und was ist dann ein Mann, der die gegnerische Partei verläßt, um zu uns zu kommen?“ Der Vater: „Das ist ein lobenswerter Beförderer, mein Sohn!“ („Tit-Bits“.) Eine Dame, die mit ihrem Gatten eine große Europareise unternommen hatte, kehrte nach monatelanger Abwesenheit in ihre amerikanische Vaterstadt zurück, wo ihr zu Ehren von Bekannten ein Nachmittagsballet gegeben wurde. „Waren Sie auch in Rom?“ erkundigte sich eine der Freundinnen. „Das kann ich Ihnen wirklich nicht genau sagen, meine Liebe“, erwiderte die Dame, „mein Mann hat nämlich immer die Jagdarten selbst geliebt.“ („Radies' Home Journal“.) In einer bestimmten Kirche ist es bei Eheschließungen Sitte, daß der Geistliche nach der Zeremonie die Braut küßt. Eine Braut, die hierbon wachte, bat ihren künftigen Gatten, den Geistlichen darauf aufmerksam zu machen, daß sie nicht wünsche, von ihm geküßt zu werden. Als der Bräutigam sich dieses Auftrages pflichtgemäß entledigt hatte, fragte die Braut: „Nun, Harry, hast du dem Priester mitgeteilt, daß er mich nicht küssen soll?“ „Jawohl.“ „Und was sagte er?“ „Er sagte, daß er in diesem Fall die gewöhnliche Trauungsstange um die Hälfte ermäßigen würde.“ („Tit-Bits“.)



Neues vom Büchermarkt.



Kriegsgedichte, Novellen usw.

„A. u. R. Offiziere.“ Erstes und Weiteres aus der Zeit vor dem Weltkrieg. Von Dorothea Gerard. Deutsch von L. u. L. Generalstabsmajor Otto Waldschütz. Herausgegeben von Richard Bengraf. (Georg Westermann, Braunschweig, Berlin und Hamburg.) In Vater Nadeb's Zeiten, in die Kämpfe der lombardischen Ebene führt uns die Verfasserin — Schottin von Geburt und Erziehung, Österreicherin durch ihre Vermählung mit einem L. u. L. Offizier — und die Mannen, die die Schlachten in der Lombardie geschlagen haben, erleben lebendig vor uns. Die Helden von 1859, die Sieger von Obersee und Teile, die Befreier von Königgrätz und die Eroberer Bosniens, sie alle lernen wir kennen. Aber es ist nicht Kriegsgeschichte, die Dorothea Gerard vorträgt, sondern was sie bietet, sind reizvolle Randbemerkungen einer Frau, die sehr viele von der alten Garde am gestrichelten Tische ihres Hauses zum Erzählen gebracht hat.

Der Verlag von Georg Müller-München, der immer etwas Besseres zu bringen hat, wartet auch jetzt wieder mit Büchern auf, die über dem Durchschnitt stehen. Von Kurt Münzer ein Roman: „Der Lodenring“ benannt, oder „Das Mädchen vom Kommiss“. Kurt Münzer hat mit diesem Buch ein Gegenstück zu Wedekinds „Erde und Luft“ geschaffen. Bei Wedekind ist es das Weib, das alle Männer bedrückt, selbst kalt bleibt, für das sich die Männer das Leben nehmen, bei Kurt Münzer ist es ein Mann, der Liebe entzündet, wo er auch hinkommt, selbst aber niemals entzündet wird und dessen Weg mit Leiden besetzt ist. Zuerst läßt der fast 600 Seiten starke Band die künstlerische Ausdrucksweise vermissen, die in des Dichters vorjährigem Buch „Menschen von gestern“ so stark fehlte. Dann aber bricht sich seine formidabile Ausdrucksweise heftig Bahn; Stellen weist das Buch auf, hinreichend in ihrem Schwung und ihrer Gestaltungskraft. Doch trifft man weiterhin wieder auf Szenen von widerlicher Eindeutigkeit. Und gerade das hat Kurt Münzer, der über einen so unendlich reichen Wortschatz verfügt, der so viel sagen kann, ohne zu deutlich zu werden, nicht nötig. Spulhafte Stellen, die bei den „Menschen von gestern“ so unangenehm und so gewollt berührten, kommen diesmal kaum vor, dafür weht um das ganze Buch ein Mantel von Unwahrscheinlichkeit: da er sich aber hier um das Märchen eines Kommiss handelt mit viel Symbolik, so ist das in dem Fall erlaubt und darf nicht als Tadel gelten. — Der im gleichen Verlag erschienene Roman „Heimat“ von Sophie Hochstetter hat gleichfalls ein besonderes Gepräge. Ein vornehmer, eigenes Deutsch, ein bühnen Spul geistert darin herum und sehr viel Herz. Erst in den letzten Seiten klingt der Krieg an, erst dann bekundet das Buch sich ganz zu seinem Titel. Der nachgeborene Sohn eines fürstlichen Geschlechts, der von der Scholle weichen muß, die er so innig liebt, der die Heimat so bitter vermisst, fühlt bei Ausbruch des Krieges plötzlich, daß er seine Heimat überall im Vaterlande hat, daß er nicht mehr an die Scholle gebunden ist. Beide Bücher sind entschieden lesenswert. B. v. N.

Romane, Novellen.

„Theodor Storm, Briefe an seine Kinder.“ Herausgegeben von Gertrud Storm. (Georg Westermann, Braunschweig, Berlin und Hamburg.) Mit den Briefen Theodor Storms an seine Kinder, die in diesem Jahre für den Weihnachtstisch herauskommen werden, sind die Familienbriefe, die an die Frau, an Frau Constanze und an die Kinder abgeschlossen. Diese Briefe sehen im August 1865 ein und enden mit dem Jahre 1888 — am 4. Juli 1888 starb der Dichter. Sie zeigen, daß er nicht nur sein eigenes Leben lebte, er lebte zugleich das Leben aller seiner Kinder. Die Briefe geben uns ein Bild von der innigen Gemeinschaft, in der Theodor Storm mit seinen Kindern lebte.

„Blätter für deutsche Art und Kunst.“ Herausgegeben von Richard Wenz. 3. und 4. Heft: „Die Grundlagen der deutschen Kunst.“ 1. Mittelalter. (Jena, bei Eugen Diederichs.) Durch Scherers Literaturgeschichte, die doch immer noch die bedeutendste Übersicht über die ganze Entwicklung der deutschen Dichtung darstellt, zieht sich der Gedanke, daß die Ergänzung der deutschen Kraft durch antike oder romanische Formensprache unbedingt Sicherung des künstlerischen Vermögens bedeutet, so unterschätzt der geistvolle Forscher gerade jene Epochen, in denen der deutsche Geist seinen eigenen, natürlichen Ausdruck suchte. Solcher Auffassung gegenüber tritt der Verfasser dieser inhaltreichen, wahrhaft aufbauenden Studie mit voller Entschiedenheit für das Eigenrecht des deutschen künstlerischen Genies ein, dessen Wesen er im unmittelbaren sinnlichen Ausdruck des Geistigen, also in der unbedingten Wahrhaftigkeit des künstlerischen Ausdrucks findet. Eine ganze Fülle von tiefen neuen und eigenartigen Beobachtungen begründet diesen leitenden Gedanken, der in Form und Gehalt der Dichtung, der Kunst, wie der bildenden Kunst nachgewiesen wird. So weist der Verfasser zugleich der Kunst unserer Tage den Weg zu einem großen deutschen Stil.

Jugendbücher.

Unter dem Gesamttitel „Lebensbücher der Jugend“, herausgegeben von Dr. Friedrich Dädel, sind im Verlag von Gg. Westermann-Braunschweig noch die folgenden rechtzeitig für das Weihnachtsfest erschienen: „Die deutsche Flotte im Weltkriege.“ Von Kurt Kuchler. Mit 35 Abbildungen nach Aufnahmen aus dem Marineleben und 4 mehrfarbigen Kunstblättern von Marinemaler Max Salzmann. „Deutsche Helden-sagen.“ Bearbeitet von Heinz Amelung. Mit 4 farbigen und 16 schwarzen Bildern von Erich Schröder. „Barfüßler.“ Nach Auerbachs Schwarzwälder Dorfgeschichte. Mit 4 farbigen und 17 schwarzen Bildern von Else Raydt. Nur ein mit Begeisterung für seinen Stoff und mit dichterischer Gestaltungskraft ausgerüsteter Erzähler wie Kurt Kuchler, der Verfasser dieses Marinebuches für deutsche Jungen, kann diesen in schicksalhaftem Mitleiden mit allem, was unsere kühnen Seeleute im Weltkrieg gelitten haben, das ständige Verantwortungsgefühl, das sich Vaterlandsdienst von den jungen deutschen Seelen fordert, unserer Jugend vor Augen führen. Für Knaben von 13 bis 18 Jahren. — Unsere Gegenwart, so voller Heldensinn und Mannesmut, ruft mit tausend Stimmen nach dem klingenben Erz unserer deutschen Helden-sage. Dieses Buch bringt unserer Jugend das Heldenlied des fernigen Deutschland in lebendiger Gestalt. Für Knaben und Mädchen von 10 bis 18 Jahren. — Auerbachs „Barfüßler“ ist noch heute die klassische deutsche Dorfgeschichte — sechszig Jahre, die seit dem ersten Erscheinen der Erzählung verfloßen sind, haben ihr diesen Ruhm nicht rauben können. Die Lieblichkeit einer dörfligen Idylle, der es doch nicht an bewegter, spannender Handlung fehlt, vereinigt sich hier mit einer ergreifenden Wirkung. „Barfüßler“ ist ein Liebling unserer heranwachsenden Mädchenwelt. Für Mädchen von 12 bis 17 Jahren.

Kalender, Almanach.

„Allgem. deutscher Musiker-Kalender.“ (Berlin, Raabe u. Blochow.) Alljährlich seit fast 40 Jahren begleitet dieser wichtige Kalender das deutsche Musikleben als ein zuverlässiger Stadtführer und Wegweiser und gibt nicht nur über alle inländischen, sondern auch über die größeren ausländischen Musikstädte gewissenhaft Auskunft. In Hinsicht des Auslands waren freilich diesmal gewisse Grenzen gezogen: nur von den verbündeten und neutralen Staaten konnte berichtet werden. Im übrigen findet man auch für das neue Musikjahr — es beginnt ja schon im Herbst des alten Jahres — alles für den Musiker Wissenswertes verzeichnet: die Adressen der Konzertdirektionen, der konzertierenden Künstler und Konzertagenten; der musikalischen Vereine, Institute, Stiftungen, Sammlungen und Musikhandlungen, und die näheren Adressen der einzelnen Tonkünstler mit Angabe ihrer besonderen Tätigkeitsgebiete. Ein beigegebener „Schreibkalender“ vervollständigt das reichhaltige Material dieses altbekannten „kleinen Raabe und Blochow“. O. D.

Das Erscheinen des neuen „Hofkalenders“ bei Julius Perthes in Gotha wird jetzt von allen denen, die über die Fürstenhäuser und die Hof- und Staatsbehörden etwas wissen müssen, besonders begrüßt werden. Daß die vortrefflich ausgeführten Bilder des eben erst auf den Thron gelangten Kaisers Karl von Österreich und seiner Gemahlin schon den diesjährigen Jahrgang schmücken, wird auf den ersten Blick überraschen, aber wie die Unterfertigten zeigen, sollten sie eigentlich als Thronfolgerpaar erscheinen. Der Tod hat wenige Tage nach dem Abdankungstode den alten Kaiser Franz Joseph hinweggeholt und so dem Hofkalender, in dem ja auch nur der Lebenskreis regiert, einen Streich gespielt. Dafür hat ihm der Hofkalender insofern etwas Trost geboten, als er die im Weltkrieg 1914/15 Gefallenen stehen gelassen hat. In der ersten Abteilung sind die Häuser Hessen und Lippe mit je drei, Sachsen-Meinungen sogar mit vier Sprossen ihres Hauses beteiligt. Die zweite Abteilung mit den deutschen und österreichischen landesherrlichen Häusern hat eine besondere Ehrenstafel ihrer fürs Vaterland gestorbenen Mitglieder. Die Geburten haben in dieser Abteilung die Todesfälle bei weitem nicht ausgeglichen; ihre Anzahl beläuft sich vielmehr auf drei. So viel sei aus dem Inhalt des Hofkalenders verraten, der wie immer gediegen ausgestattet und gewissenhaft zusammengefaßt ist.

Zeitschriftenchau.

Das Weihnachtsheft der „Wiener Mode“ zeichnet sich durch die Eigenart seiner durch Joseph von Dübisch durchgeführten künstlerischen Ausstattung, wie durch wertvollste Reichhaltigkeit stark aus. Unter den Mitarbeitern findet man bekannte Namen wie: Franz Molnar, Raoul Auerheimer, Gisela Frein v. Berger, Fr. Xaver Rappus usw. Auf ganzjährige Abonnements hat das Blatt in diesem Jahre eine hübsche Prämie ausgesetzt, nämlich eine modern ausgestattete Briefkassette. Diesem Heft liegt übrigens ein kartoniertes, sehr gutes Bild des verstorbenen Kaisers Franz Joseph bei.